

29. VII. 1917

35

Der Bankerott der Gastfreundschaft.

— Auch eine Kriegsfolge. —

Als ich dieser Tage las, daß die Stadtverwaltung von Pozsony Vorkehrungen gegen den Zustrom der Fremden traf, überkam mich ein sonderbares Gefühl. Mir war es, als fühle ich nun erst den Krieg in seiner ganzen Schwere. Denn wir sind ein leichtlebigeres Völkchen. Sind wir auch arm, wir lebten doch immer gut. Und klagten wir auch beständig über „die schlechten Zeiten“ und „unterhielten wir uns weinend“, wir prahlten dabei gerne, entfalteten mit kindischer Freude bunte Pracht und waren stolz darauf, als das gastfreundlichste Volk Europas zu gelten. Und trotz des Krieges hatte sich darin nichts geändert. Im Gegentheil. Die „Konjunktur“, die der Krieg für ganze Volksschichten geschaffen, hat diese asiatisch-orientalischen Eigenschaften erst recht verbreitet und sichtbar gemacht. Der Fremde ist über den hier „herrschenden Reichthum“ überrascht. Der sich überall zeigende Ueberfluß und Luxus des Einzelnen verbirgt die Noth und das Elend der Hunderttausenden und lockt unsere Nachbarn hieher. Und mußten wir auch nichts von dem „Ueberfluß“, den sie uns nachrühmten, wir empfanden doch ein wenig Freude über diesen „Fremdenzustrom“. Er ist ja seit vielen Jahren das Ziel unserer Sehnsucht gewesen. Jedes Jahr zu Frühlingsbeginn wurde in allen Blättern über die nothwendige Hebung des Fremdenverkehrs geschrieben. Vereinigungen entstanden, die Städte selbst errichteten Bureaux zu diesem Zwecke, Organisationen bemühten sich, unsere Wälder, Berge, Seen und Heilbäder im Auslande bekannt zu machen und der Reiz fraß uns schier, daß so viel ungarisches Geld aus dem Lande ging, während alle Welt achtlos unser schönes Land beiseite liegen ließ.

Erscheint es nun nicht wie eine Lücke des Schicksals, daß der Krieg mit seiner Noth diesen heißersehnten Fremdenverkehr hieher führte? Daß nicht unser Land mit seinen Wäldern und Heilbädern, nicht unsere kulturellen Einrichtungen, nicht das Interesse für uns selbst, sondern die Restaurants, Konditoreien und gefüllten Schaufenster der Ekwaarenhändler die Fremden herbeiloden? Und ist es nicht wie ein Hohn auf unsere Bestrebungen nach Kulturgemeinschaft mit westeuropäischen Völkern, daß ausgerechnet im vierten Kriegssommer, da wir selbst zur alleräußersten Sparsamkeit gezwungen sind und Entbehrungen leiden, die Fremden zu uns kommen, nur um sich gütlich zu thun? Denn nun ist es mit dem „Fremdenverkehr“ so gut wie vorbei. Die Vorkehrungen der Stadt Pozsony sind nur unter dem Druck der ärgsten Noth entstanden. Wie ich unser Volk und unsere Behörden kenne, hat sich die Stadt nur sehr ungerne dazu entschlossen. Wir halten ja so viel auf unser Ansehen vor den Fremden. Und mit Recht. Sind wir doch völlig unbekannt oder ganz anders bekannt, als wir in Wirklichkeit sind, und wünschen nichts so sehr, wie als Europäer — die wir ja schließlich doch sind — zu gelten. Und war auch jetzt nicht die richtige Gelegenheit dazu, eine Gelegenheit war sie doch. Man weiß, wie die Erlebnisse in einem Lande das Urtheil beeinflussen, das man sich über dieses Land macht. Und es ist gewiß anzunehmen, daß Magengemüthe — besonders derzeit — das Urtheil nicht in schlechter Weise beeinflussen. Die hier genossenen reichlichen Mahlzeiten bieten eine Gewähr dafür, daß der, der sie genossen hat, sich nach diesem Lande zurücksehnen wird, daß sein kritischer Sinn sich mildert oder zumindest gerecht wird.

Damit ist es nun vorbei. Denn dem Beispiele Pozsonys werden sich nach und nach auch andere Städte anschließen müssen. Noch sind wir ja nicht so weit. In allen Theilen des Landes sind Kinder unseres Bundesgenossen und unseres Nachbarn jenseits der Leitha untergebracht und werden gut gepflegt. Das dürfte jedoch auch bald aufhören. Schließlich ist bei aller Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit sich doch jeder der Nächste. Und die Behörden haben die Pflicht, in erster Reihe für ihre eigenen Einwohner zu sorgen. Unsere deutschen Bundesgenossen thun dies schon seit Langem. Sie erschweren nicht nur Jenen den Aufenthalt in ihrem Lande, die über die Grenze zu ihnen kommen, auch die Behörden in den Orien, deren Haupterwerb der Fremdenverkehr war, schränken diesen in jeder möglichen Weise ein. Es thut dies gewiß Keiner gerne und nichts wäre ungerechter, als solche Einschränkungen als Böswilligkeit oder Mißgunst aufzufassen. Ergeht es doch auch den Einzelnen ebenso. Welche Freude bot es doch,

liebe Freunde bei sich als Gast zu sehen! Wie gerne bot man gleich beim Eintritt eine Erfrischung oder Mahlzeit an und wie freute man sich, auch den unerwarteten Gast mit zu Tische zu rufen. Auch damit ist es nun längst vorbei. Das Sprichwort, „wo Drei satt werden, reicht es auch für den Vierten“ ist zuschauend geworden. Vielleicht — weil auch die Drei nicht mehr so satt werden wie früher, wahrscheinlich aber, weil man froh ist, für die Drei genug zu haben. Der Bankerott der Gastfreundschaft ist unzweifelhaft eingetreten. Der Krieg hat hier eine der schönsten Blüten menschlicher Gemeinsamkeit zerstört. Hoffentlich erweckt sie der Frieden wieder zum Leben.

Malyi Fuchs.